

er auf der einen Seite ein Werkzeug seines Bureaubeamten, auf der andern Seite des Landrats, mit dem er sich als mit seinem Vorgesetzten möglichst gut zu stellen sucht. Landrat, Amtsvorsteher und Gendarm ist der Verwaltung der Landgemeinden gegenüber die Dreieinigkeits. in deren Hände der Gemeindevorsteher sein und seiner Gemeinde Geschick legt. Auch hier charakterisiert Schücking in seinem Buche wieder recht gut: »Der Gemeindevorsteher, der in strammer militärischer Haltung dem königlichen Landrat gehorsamst meldet, dass auf dessen Ersuchen hin die Gemeindevertretung die von der Aufsichtsbehörde gewünschten Beschlüsse gefasst hat: das ist bisher vielfach die Selbstverwaltung der Landgemeinden.« Und in Polizeisachen ist es in den Stadtgemeinden auch nicht viel besser.

So sieht also die Selbstverwaltung in Preussen aus. Hier kann nur durch den Zusammenbruch des konservativen Regiments Abhilfe geschaffen werden. In den preussischen Gesetzgebungskörpern herrscht die konservative Partei, in deren Reihen das Landratselement die erste Geige spielt. Die Position des Landrats zu stärken gegenüber der Selbstverwaltung ist immer das Ziel der Bureaukratie und der konservativen Partei gewesen. Erst wenn die Vorherrschaft dieser Partei gebrochen ist, ist der Weg frei für eine radikale Umgestaltung des Systems der inneren Verwaltung. Der leitende Gedanke der ganzen Reformarbeit muss aber sein die Duplizität unserer heutigen Verwaltung, um einen Ausdruck von Preuss zu gebrauchen, gründlich aus der Welt zu schaffen. Die gesamte innere Staatsverwaltung muss den Selbstverwaltungskörpern, und zwar in eigener Zuständigkeit, übertragen werden. Den Zentralbehörden bleibt im wesentlichen, mit Ausnahme einiger Verwaltungsgebiete, nur noch die Funktion der Aufsichtsbehörde. Diese neuen Selbstverwaltungskörper, die die staatliche Verwaltung, die heute in den Händen des Landrates liegt, zu übernehmen haben, müssen auf die Basis der breitesten Demokratie gestellt werden, wenn nicht einfach ein *changement de décoration* erfolgen soll.

XX

ELISABETH SIEWERT · WENN GEWITTER ÜBER DEM LANDE LIEGEN



S war nötig, dass die beiden Mädchen nun endlich hereinkamen. Den vorbereitenden Wind, das erste so neu und gross klingende Rollen aus den Wolken, die sich aus ihrer Sommerbetäubung zu einer wühlenden Bewegung aufrichteten, hatten sie noch genossen, noch rasch das Verhalten der Blätter an den Bäumen, das Ducken des Grases beobachtet, noch rasch die Lungen aus dieser Luft vollgesogen, in der eine Spannung, eine Fülle und eine Ernsthaftigkeit zu gewaltsamen Dingen lag, die ihrer eigenen Jugend so lieb und ähnlich war. Nun sassen sie in der engen und lichtlosen Stube.

»Welchen Donner liebst du mehr, den, der so nah herunterkommt, der schilt und droht und die Büsche herabdrückt oder den, der so dahinhalte wie eine dunkle, grosse Stimme, die von der Erde nichts weiss? So ist der letzte gewesen.« Das sagt Luise. Sie hat eine Haltung angenommen, als sässe sie vor einer Bühne, den Oberkörper gestreckt, ganz flach atmend, all ihre Kräfte auf das Lauschen verwendend.

»Es gibt mehr Arten von Donner als die zwei«, antwortet Wilma, kaum die Lippen bewegend.

In Luisens Vorstellungen lebt die Mannigfaltigkeit der Donner wie eine wohlvertraute Musik; sie nickt zustimmend. Da kracht es. Die Fensterscheiben schmettern, die Wände beben. Ei der! Die Mädchen sind erblasst in die Höhe gefahren und sehen sich mit tief erregten Augen an, aus denen die Würdigung des grossen Begebnisses strahlt.

»So macht doch das Fenster zu und nehmt die Schere vom Fensterkopf!« ruft der Mutter Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Die Mädchen beeilen sich, ihre Hände tasten heraus in die unheimlich warme, wunderbar ängstliche Luft, um den Fensterflügel von seinem Haken loszumachen. Dabei haben sie die Empfindung, als warte ein Blitz grade auf ihre kleinen nackten Hände um drauf loszufahren, wie ein Sperber auf Singvögel stösst. Aber sie ziehen noch glücklich jede ihre beiden Hände herein und lächeln flüchtig und setzen sich wieder hin.

Nun vorwärts, vorwärts, denkt Luise, als es jetzt draussen stockt und still bleibt. Aber dann kommen noch wunderherrliche Donner, diese leidenschaftslosen, heiligen, prophetischen Stimmen hoch über dem wollüstigen Gewühl der eiligen Wolken, es kommen dröhnende Ansprachen an die hohen bewegten Bäume, die beunruhigten Büsche und das ganz demütige Ackerland. Gigantische Wagen rollen über das alte Dach aus Biberschwänzen dem Kampf entgegen, es poltert grob, die Eingeweide und die Fensterscheiben erschütternd.

Die Blitze sind bei Tage nicht so schön wie bei Nacht, dafür erscheinen sie noch tückischer; diese herabschiessenden Striche aus Licht, diese scharfen Haken von greller böser Farbe vermögen das Äusserste, das drücken sie gewaltsam aus. Und der Donner ist jedesmal ein köstliches Geschenk; er wird hingenommen mit einem Aufatmen und einem Aufbrausen aller Lebenskräfte. Luise hatte in manchen Augenblicken, wo die Gärung ihrer ungeduldigen, heroischen und heimatlosen Jugend besonders stark war, gemeint, dass sie bereit wäre einem Blitz ihre Brust zu bieten. Ja, das hatte sie gedacht, und jetzt ist nichts in ihr als klammernde, innige, blöde Liebe zu ihrem Leben von gestern und heute. Wilma denkt nicht an die Möglichkeit des letzten Schreckens, sie geniesst mit Bangen und Wonne ein Schauspiel.

Es ist bei alledem eine Zumutung für die Mädchen in der armen Stube zu sitzen. Sie würden draussen pitschnass werden, nun ja, es giesst gehörig, aber was würden sie alles erleben! In der Strohbude auf der Bleiche oder unter dem vorspringenden Dach des Backhauses einen Unterschlupf gesucht zu haben, wäre rühmlicher gewesen. Das Wasser, das so stürzend herabkommt, ist gewiss warm, sie hätten dieses freie, unsagbar stolze Gefühl gehabt: wir sind in der Natur, wenn sie ihre stärkste Laune entfaltet, wenn sie auch wild gestimmt ist, wir sind bei ihr.

Das, was sie jetzt durch die Fensterscheiben sehen, die nicht mehr von dünnen Bächen überrieselt werden, ist eine einzige Lockung. Wenn sich ihnen doch Hindernisse in den Weg legten, die sie überwinden müssten, um hinaus zu gelangen! Niemand und nichts verwehrt es ihnen. Ganz einfach über den Teich springen, der in das Entree gelaufen ist, die nur angelehnte Glastüre aufreissen: so, und ihre beiden Köpfe werden mit einem Schauer von warmen

Tropfen, die von den Lindenbäumen kommen, getauft. Noch ist von Beruhigung keine Rede. Der Garten hat die Gewitterwasser eingeschlürft und steht beschwert und verändert durch das, was er erlebt und empfangen, auf finsterem Boden. Noch ist es lichtlos; Nachzüglergewölk drängt sich der Hauptmacht nach. In der Luft liegt die Lust und die Kraft des Aufruhrs.

Die Schwestern streben dem niedrigen Zaun zu, der sich kaum wie eine Grenze ausnimmt, so dunkel vom Regen und grünlich sieht er aus. Für das, was kommen wird, reicht es nicht aus an dieser Schranke vor der Weite zu lehnen. Schweigend und einmütig erklettern Luise und Wilma jede einen abgerundeten Pfahl zur Seite einer stets verschlossenen Pforte. Vor sich haben sie die majestätische Wetterwand, die der Horizont hinter der Kleebreite, den überspülten Koppeln, den hellen Roggenfeldern, weit hinter den Triften und öden Sandhängen zu sich herabzieht. Da liegt der Magnet und Abgrund für alle Gewitter im Sommer, wie sie auch hin und her kreuzen, zu ihm fallen sie herab, wenn sie sich ausgelebt haben, auf ihm richtet sich der bunte Regenbogen auf.

Die Mädchen warten auf Neukirch. Man sieht Neukirch nur bei der wunderbaren Beleuchtung eines Gewitters auf der Höhe des Tages, welches rasch vorübergeht; es erscheint dann dort am Horizont, wo sonst nichts zu sehen ist als das in die Ferne eintauchende Flachland. Es ist ein Freudenfest ohne gleichen, wenn es erscheint. Die Mädchen könnten es keinem sagen, was es ihnen bedeutet, sie würden eher Tränen als Worte dafür haben. Sie sprechen in gelösten Stunden unter einander ein wenig davon, was es für sie ist. Thuleland, Feenland, Traumland? Vielleicht. Noch ist es eintönig schieferfarben, wo Neukirch liegt. Es hängt davon ab, ob nun die Sonne rasch zum Siege kommt, so lange der Vorhang aus stürzenden Tropfen noch dunkel genug ist. Die Köpfe der Schwestern richten sich aufwärts; in dieser Wendung liegt etwas, das die Brust in Andacht ausdehnt und die Augen glühen macht. Sie verfolgen die helleren Strassen zwischen den Wolkenflecken und diese vertieften Gräben, aus denen es hervorquillt wie Edelsteinglanz, und dann wieder stellen sie ihre Augen scharf ein, um das Verhalten der nächtigen Wand zu kontrollieren. Das Aufblicken ist mit immer grösserer Seligkeit verknüpft, immer dünner werden die tragischen, hastigen Nachzüglerwolken. Das stille Licht siegt und schwärzt den Vorhang mit Nachtfarben

Da ist Neukirch.

Sie wagen es nicht sich anzusehen, sie schämen sich etwas dieses Schnaufens und der roten Augen wegen, sie fühlen ihre Alltagskleider und die nassen, rauhen Hände, eine Ohnmacht so zu sein, dass sie dies ganz erfassen könnten, eine Erinnerung an allerhand Niedriges erhebt sich und quält.

Das ist Neukirch. Ein hellroter Turm, ein paar blaue Dächer, links von ihnen die zwei klaren weissen Schwingen eines Windmühlenflügels und brennendes Grün in runden Wölbungen. Der dunklere Wald mit seinen scharfen Umrissen gehört nicht zu Neukirch, den sieht man auch sonst, nur nicht so klar und so bedeutsam, denn alles bis zu dem heissgeliebten Bild hat an Reiz gewonnen und leitet geheimnisvoll sich steigernd zu ihm hin: die einzelnen Birken auf dem sich schlängelnden Feldweg glänzen hellrosa, ihre Kronen sind lichtmaigrüne Sträusse; die Roggenbreiten tun ihr Bestes in einer schimmernden Samtfarbe, die Sandöden heben sich von den grasgrünen Triften

ab als seien sie weiss beblumt. Nur der Kleeschlag vornean bleibt dunkel, über seine Fläche hinweg erfassen die Lichtstrahlen das Fernere, am glorreichsten das unbekannte, himmlische, das fernste Land. Die hinschwindende Wetterwand hat es vor sich hingestellt, wie eine blinde sterbende Prophetin Juwelen vor sich ausbreitet zum Abschied, die liegen am Ufer jenes Abgrunds, der die Gewitter zu sich herabzieht, auf diesen Dächern steht der Regenbogen. Ach, wenn sie dort umhergehen könnten, wenn sie ihre Hände in den bunten Strom tauchen dürften, so denken die beiden Mädchen. Ja, wenn sie doch so schön und rein wären, dass sie das dürften!

Nun bekommt auch der Kleeschlag Sonne. Hinter ihrem Rücken fängt es an zu strahlen, zu blauen. Die Wetterwand wird geringer und immer matter, und damit verschwindet Neukirch. Jetzt muss man den Garten erleben und die kleinen Gärten, die man selber pflanzte.

Auf ihrem eigenen Grund und Boden schaffen die Mädchen heiss und emsig und gönnen sich nur dann und wann einen Aufblick. Ihre Gärten liegen tief, zwischen einem verwilderten Rasenfleck, darauf einige Glaskirschenbäume stehen, die wie Märtyrer ausschauen, und einem Flieder- und Jasmingebüsch, dem grössten im ganzen Garten. Es hat seine Blütenseite von den Kindergärten abgewandt.

Der Sommer ist wieder da, in stärkerer Schönheit als je vorher. Die in Wasser eingeschleierten Blütendolden fangen an sich zu erheben.

Die beiden Eifrigen haben die Rücken gebogen und sehen nahe auf ihre erdigen Vergissmeinnicht und Stiefmütterchen und die Tausendschönchen, die sich nicht erholen wollen.

»Eine Nuss, eine geheime Nuss«, sagt Wilma, sich von ihrer Aufräumungsarbeit aufrichtend; zwischen Daumen und Zeigefinger hält sie eine Haselnuss. Sie kann kaum weiter.

Luise richtet sich auch auf und bleibt breitbeinig, mit abgespreizten Händen stehen. »Neukirch ist unsre geheime Nuss, unser Geheimnis«, sagt sie.

Beide Mädchen stehen da mit erhitzten Wangen und stark schlagenden Herzen, mit Augen, die halb von Sinnen sind über den Andrang von so viel Entfaltung und Leben. Es treibt sie heraus aus ihrem Schattenversteck, um zu geniessen und zu umfassen, und hält sie zurück bei ihrer fieberischen Arbeit. Sie empfinden, dass es eigentlich schrecklich ist sich hier mit seinem eigenen Bisschen zu beschäftigen statt in der Sonne herumzustreifen, aber sie scheuen die Gewalt dieses Opferfestes in einem Landgarten, der in Blüten steht.

»Ich hab' noch eine geheime Nuss ausserdem, für mich allein«, sagt Luise.

»Das wird wohl eine ganz kleine Nuss sein, sonst hättest du sie schon erzählt«, sagt Wilma.

Luise starrt in die enge, nasse Verworrenheit des grossen Jasmingebüsches; ein paar Jasminblüten sieht sie in Profilansicht, andre von rückwärts, über und neben einander bis zur Erde. »Ja, ich hab' doch eins, was Furchtbares. Das ist so etwas, dass es zu viel ist, so gross«, sagt sie mit leerem Tonfall.

Wilma fragt nicht und blickt seitwärts, es quält sie mehr als das Geheimnis, ob sie die Tausendschönchen einzeln aufrichten soll.

»Neulich, als ich mit Bruder Alex zur Bahnstation fuhr, du weisst, die Ferien waren zu Ende, da hab' ich so etwas erlebt, was zu viel ist.« Luise ver-

ändert ihre Fussstellung und legt den Handrücken an die Stirn. Die Erinnerung quillt da so stark empor, dass sie den Jasminduft übertäubt und die Bläue zu Häupten gleichgültig macht.

Wilma hat eine misstrauische dunkle Erwartung. Ihr geht so mancherlei durch den Kopf. Mit einem forschenden Aufblick fragt sie: »Was denn Schreckliches?«

Luise blickt ganz straff auf einen Punkt. Sie erzählt: »Auf dem Nachbarhauseweg hab' ich ihn gesehen, nahe vor Lapritz, da hab' ich es gesehen, einen Mann, der lag auf der Chaussee und war überfahren. Sein Kopf war überfahren, ich habe sein Gehirn gesehen, es lag im Blut auf der Strasse. Der Mann hatte ein blaues Hemd an . . . «

»O Luise! Was tattet ihr?«

»Wir fuhren vorbei. Ich sagte zum Kutscher: »Paul, o Gott, Paulus!« und stand im Wagen auf und betete. Paul sah kaum zur Seite und fuhr vorbei.«

»War er denn allein, der Tote? . . . Ich meine . . . «

»Es war ein Mann, der eine Steinfuhre lenkte. Zwei solche Fuhren standen da, beide hielten, die ohne Fuhrmann stand seitwärts, die Pferde nagten an einem Baumstamm. Der andere Kutscher hielt ein paar Schritte davon, er stand an seinem Wagen und knüppelte an seiner Peitsche.«

Wilma seufzt.

»Wir fuhren weiter in das Dorf hinein, durch das Dorf und in den Erlenwald«, erzählt Luise, die Jasminolden mit starrem Gram fixierend. »Ich meinte, es müsste etwas geschehen. Ich meinte, es müsste aus dem Walde ein Engel kommen und ein Wort sagen. Ich meinte, ich müsste nach ihm schreien, bis er käme; dann müsste ich selber zurück, den Engel an der Hand geklammert, zurück zu der entsetzlichen, hellen, leeren Chaussee, wo der Mann auf dem Bauch lag, mit zerbrochenem Kopf, und sein Blut im Staub, und eine Schale darin, sein Gehirn auf den Steinen. Wie konnte das sein, wenn alles so leer blieb und wie gewöhnlich, und kein Engel kam, der ein Wort sagte? Ich meinte, wenn nun nichts geschieht, dann möchte ich, dass auch mein Kopf zerbräche, dann wollte ich auch daliegen. Es kam kein Engel — der Wald hörte auf . . . «

»Was tat Paul?«

Luise besinnt sich; sie atmet durch den rundgeöffneten Mund die Luft ein, die nichts ist als das Liebesopfer der trocknenden blühenden Sträucher: »Der sah sich einmal um mit einem ganz elenden, kleinen Gesicht. Dann langte er die Peitsche heraus und gab den Pferden eins, damit wir schneller nach Hause kamen. Ich sagte zu Hause, die Sonne sei so arg gewesen, und solch ein starker Wind auf der Chaussee, ich hätte Kopfschmerzen . . . Dass es grade der im blauen Hemd war, der da auf der Strasse lag . . ., es ist zu viel. Nur wenn es furchtbar gewittert, kann ich es begreifen.«

»Wie grade der im blauen Hemd? War es denn einer, den du kanntest? Einer von unsren früheren Leuten etwa?«

Luise sieht die Schwester mit dem ergriffenen Ausdruck eines Menschen an, der von tiefer Qual weiss und Jasminblüten nahe hat und unter einem strahlenden geläuterten Sommerhimmel steht. »Auf dem Hinweg hatte ich den Mann gesehen«, erzählt sie. »Alex und ich sassen still im Wagen und sahen uns alles an, was zu sehen war. Noch auf dem Feldweg holten wir Steinfuhren ein.

Es kam so, dass Paul anhielt, um sie vorbei zu lassen. Sie hatten schwere Last und quälten in tiefen Gleisen. Da sah ich den Mann, der ein blaues Hemd an hatte. Ich sah ihn an, als er vorbeifuhr, und er sah mich an. Er war lang und jung und hatte grade Schultern. Sein Hemd gefiel mir, nein, seine Brust darunter. Er sah mich an und ich wurde rot, weil er so ruhig war wie ein Baum oder ein Stein. Ich wurde so rot, dass ich dachte, mein Gesicht müsste Flammen schlagen. Mir wurde so weh, wie noch nie im Leben, ich war so unzufrieden mit mir, als sässe ich arm und ein Nichts im Wagen, und ich sass doch in einem feinen Wagen, und er ging zu Fuss, er ging' zu Fuss, barfuss, die Stiefeln auf der Schulter, mit der Leine in der Hand, die aus Stricken gemacht war mit vielen Knoten, und seine Pferde waren trocken, eins grösser als das andere. Er ging zu Fuss mit nacktem Hals und, mir war's so weh, als hätte er allen Vorzug der Welt, als könnte er gradwegs um die Welt herumgehen, ohne seinen Blick zu verändern. Mir war so, als müsste ich aus dem Wagen springen und auf die Wegkante steigen, um nur noch zu sehen, wie er sich hielt und ging, und dann musste ich in die Kniee sinken und weinen — über, ich weiss nicht, ein Unrecht oder eine Wonne. Und ich schämte mich doch so vor ihm wegen des Blicks, dass ich froh war, als wir fort kamen. Es war so schrecklich zu denken, dass er alles wusste, was ich dachte, und noch mehr, was ich selber nicht weiss . . . « Luise'n zittern die Lippen.

»Das war wohl ein wunderschöner junger Mann«, sagt Wilma mit einem verlorenen süssen Lächeln in ihrem weissen Gesicht.

»Ich weiss nicht«, sagt Luise finster und spröde. Und wie sie sich umsieht, schwindelt ihr der Kopf. Es ist als ob in dem Schatten der Gebüsche Feuerlilien wachsen, gefleckt mit breit offenen Mündern, aus denen gierige Staubfäden hängen. Und rote runde Flecke liegen da auf dem Grund und bewegen sich, als sei es unerhört vergossenes Blut, das sich wundert und Leben sucht. Die Blätter drücken sich eng zusammen um ein zartes weiches Geheimnis, es fallen Tropfen mit leisem Laut und breiten sich auflächelnd über das beglückte Blatt.

Den Schwestern wird angst. Sie fahren aus dem Gärtchen heraus, als würfe sie eine Welle in sinnloser Wucht vor sich her in die Sonne. Sie stürmen um das Gebüsch herum auf den freien Rasen. Die Halbkugelwand aus lila und weissen Blüten zieht sie zu sich heran. Sie reissen sich Jasminstengel ab von der Fülle, die bis auf den Boden herab ihre weissen flachen Becherdolden darbietet. Sie stecken ihre Gesichter in den betäubenden Odem, und ihre Lippen nagen an den weissen Blättchen. Sie springen und jauchzen und strecken die Arme in die Luft, um von weitem dem krausen Flieder Liebe zu erzeugen. Sie tanzen an einander vorbei, ohne sich zu streifen, und werfen sich mit atemlosen Gelächter auf die Gartenbank, mit ihren schwächtigen Armen die Lehnen umschlingend.

Da, was klebt da Weisses an dem Jasminstengel, das keine Blüte ist? Ein Schmetterling, ein ganz gewöhnlicher Kohlweissling, der im Regen ertrunken ist. Mag er tot sein, fort mit ihm! O, er bewegt sich. Das Ding ist seltsam und ärgerlich, es sind zwei Schmetterlinge, die zusammengehören, ein Ding mit vier Flügeln.

Die Zehenspitzen gestreckt, die Arme fest an den Körper gedrückt, die Hände unter dem Kinn verschlungen, so blickt Luise betreten und erregt auf das

Phänomen in Wilmas Hand. »Gib es, nicht tot machen!« sagt sie mit schmerzlicher Glut, ohne recht zu wissen, dass sie etwas sagt. »Nicht tot machen! Gib's mir, ich hab so Furchtbares erlebt, mich kehrt es nicht.« Ihre schmale Hand streckt sich behutsam aus.

»Fliegt, wenn ihr könnt, ihr Armen!« Wilma wirft das Ding mit einer verächtlichen Geberde in die Höhe. Das weisse Paar lebt in dem Moment ganz auf, wo es frei in der Luft hängt. Luise und Wilma sehen seinem einmütigen Flattern in dem unendlichen blauen Glanz mit vor Licht geblendeten Augen nach.

XX

EDMUND FISCHER · FRANZ JOSEF EHRHART



IE eine Kulturentwicklung ihren weithin sichtbarsten Ausdruck durch die von ihr hervorgebrachten Geistesgrößen erhält, in denen sich gleichsam die gesamte Kultur einer Epoche kondensiert, so lässt sich auch die Entwicklung der Arbeiterklasse am deutlichsten an den Persönlichkeiten messen, die aus ihr heraus wachsen. Wie kein anderer verkörperte Franz Josef Ehrhart die geistige Entwicklung der Arbeiterklasse sowohl als auch der Arbeiterbewegung, der Sozialdemokratie.

Eine Volksbewegung, eine politische Partei erzeugen nicht eigentlich Persönlichkeiten; denn die Individualität ist immer eine Wesensart und daher angeboren. Aber ihre Äusserung und Weiterbildung wird bestimmt von der Atmosphäre, in der sie sich bewegt, und von den Aufgaben, die ihr gestellt werden. Ehrhart war eines jener *enfants naturels de la patrie*, wie sie die französische Nationalversammlung durch ein Dekret vom 4. Juli 1793 getauft hat, ein natürliches Kind des Vaterlandes, das der Gesellschaft gehört. *Gemeindekinder* nennt man sie in Deutschland noch vielfach, weil die Gemeinde sie erhalten, erziehen lassen muss. Als das uneheliche Kind einer armen Magd in Eschbach in der Rheinpfalz am 6. Februar 1853 geboren, wurde er im 11. Lebensjahr von der pfälzischen Dorfgemeinde nach Fürth in Bayern abgeschoben, der Heimatgemeinde seiner Mutter, weil diese das Ziehgeld für den Jungen nicht mehr aufbringen konnte. Die Kommune Fürth hat ihn nun in Pflege gegeben: *Heimat* und *Familie* sind dem jungen Franz Josef unbekannte Begriffe gewesen. Die Armut hat er in seiner Kindheit in ihrer schlimmsten Form zu kosten bekommen. Als er nach Verlassen der Volksschule Lehrling in einer Tapezierwerkstätte geworden war, erzählte ihm ein Geselle vom Sozialismus. Wie dies neue Evangelium von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen unter solchen Umständen auf den aufgeweckten Jungen gewirkt haben mag, wie die Vorstellung dessen, dass die Armut beseitigt, die ganze Menschheit eine einzige Familie bilden werde, das junge Herz in seinen tiefsten Tiefen erfassen musste, ist leicht erklärlich. Der Tapeziererlehrling schmuggelt sich nun in die sozialdemokratischen Versammlungen, besucht auch die Vorträge der freireligiösen Gemeinde und als er seine Lehrzeit beendet, hatte er nicht nur ein Handwerk erlernt sondern sich auch bereits eine politische Überzeugung, eine eigene Weltanschauung gebildet. Im Jahre 1872, 19 Jahre alt, wurde Ehrhart eingeschriebenes Mitglied der Partei, und mit dem ganzen Feuereifer der jugendlichen Begeisterung widmete sich der